

Textproduktion Begutachtung Veröffentlichung

Ein Symposium zu Praktiken
wissenschaftlichen Publizierens

13.03.2023
18:00 – 20:00 Uhr
Online

Diskutant*innen

Felicitas Heßelmann
Humboldt-Universität zu Berlin

Caspar Hirschi
Universität St. Gallen

Martin Reinhart
Humboldt-Universität zu Berlin

Elisabeth Schäfer
Universität Wien

Nina Verheyen
Freie Universität Berlin

Von der Wissensproduktion und Erkenntnisgenerierung bis zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten wirken verschiedene machtvollere Selektionsmechanismen. So unterliegt schon die Formulierung einer Idee bestimmten Bedingungen und die Begutachtung eingereichter Manuskripte geht längst nicht mehr nur mit der Begutachtung und Beurteilung der darin dargestellten Erkenntnisse einher, sondern auch mit der Be-/Wertung der Wissenschaftler*innen. Das Zählen von Publikationen und Zitationen entlang hierarchisierter Publikationsformate und spezifischer -medien sind hierbei die sichtbarsten Marker. Im Symposium soll die (sich verändernde) Logik wissenschaftlichen Publizierens herausgearbeitet und diskutiert werden, inwiefern sich entlang wissenschaftspublizistischer Veränderungen erkenntnispolitische Weichen stellen.

Debatte

Moderator*innen

Malte Ebner von Eschenbach
(Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg), Stephanie Freide
(Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg) & Stefan Rundel
(Otto-von-Guericke Universität
Magdeburg)

Das Symposium findet statt mit Unterstützung des Redaktionskollektivs der Zeitschrift *Debatte. Beiträge zur Erwachsenenbildung*. Weitere Informationen zum Symposium sowie zur Zeitschrift *Debatte* finden Sie [hier](#).

Abb. 1: Ankündigungsplakat für das Symposium „Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung. Praktiken wissenschaftlichen Publizierens“ (2023)

Textproduktion, Begutachtung, Veröffentlichung.

Ein Symposium zu Praktiken wissenschaftlichen Publizierens mit Felicitas Heßelmann, Caspar Hirschi, Martin Reinhart, Elisabeth Schäfer und Nina Verheyen

Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide & Stefan Rundel

Vorbemerkungen

Die durchaus kopfschmerzträchtigen Zusammenkünfte bei Symposien im alten Griechenland gingen wohl nicht nur auf das Konto des Wein-, sondern wohl auch auf das des Wortgebrauchs (Schäfer 1997). Je nachdem, in welcher Weise sich berauscht wurde (oder werden musste) erfüllte das Symposium dennoch den Zweck des gemeinsamen Austauschs, des zuhörenden Schweigens und Redens bis in die Gegenwart. Den Grundzug des Gedankenaustausches haben wir im Rahmen unseres Symposiums, gewissermaßen das Urbild der philosophischen Party, aufgenommen, das wir am 13. März 2023 mit dem Thema „Praktiken wissenschaftlichen Publizierens“ in digitaler Präsenz veranstalteten.

Der folgende Text ist das Resultat des Symposiums. Dabei wurde das für eine Party

konstitutive Durcheinanderreden sowohl durch die spezifischen Bedingungen der digitalen Zusammenkunft als auch durch die strukturgebende Rahmung von uns drei Moderator:innen im Zaum gehalten. Gleichwohl erspürt die:der Leser:in vielleicht die kommunikative Lust am interdisziplinären Austausch, die sich aus den verschiedenen Expertisen und Haltungen der eingeladenen Gäste ergab, die wir zunächst einführend vorstellen wollen, um dann in das „Symposiumsgerede“ einzusteigen.

Felicitas Heßelmann beschäftigt sich mit Prozessen wissenschaftlichen Bewertens aus einer soziologischen Perspektive. Sie interessiert sich dafür, wie Bewertungsverfahren ablaufen und gestaltet sind, wie sie legitimiert werden und welche Rolle Transparenz hierbei spielt, aber auch dafür, welche Vorstellungen guter wissenschaftlicher Praxis solche



**Felicitas
Heßelmann**

Humboldt-
Universität zu Berlin

Ausgewählte Publikationen

- Heßelmann, Felicitas, Schendzielorz, Cornelia & Krüger, Anne K. (2021). Sichtbarkeitskonstellationen im Journal Peer Review – Konsequenzen von In/Transparenz in wissenschaftlichen Bewertungsverfahren. In Oliver Berli; Stefan Nicolae & Hilmar Schäfer (Hrsg.). Bewertungskulturen. Wiesbaden: Springer VS, 71–92.
- Heßelmann, Felicitas & Hartstein, Judith (2024). Creating Interpretative Spaces in and with Digital Infrastructures: How Editors Select Reviewers at a Biomedical Publisher. In Science, Technology, & Human Values, 50 (1), 12–39.



**Martin
Reinhart**

Humboldt-
Universität zu Berlin

Ausgewählte Publikationen

- Krüger, Anne K. & Reinhart, Martin (2016). Wert, Werte und (Be)Wertungen. Eine erste begriffs- und prozesstheoretische Sondierung der aktuellen Soziologie der Bewertung. In Berliner Journal für Soziologie, 26 (3-4), 485–500.
- Reinhart, Martin, Krüger, Anne K., & Heßelmann, Felicitas (2019). Nach der Bewertung ist vor der Bewertung – Sichtbarkeit und Emotionalität als verbindende Elemente von Bewertungsprozessen. In Stefan Nicolae; Martin Endreß; Oliver Berli & Daniel Bischur (Hrsg.). (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit. Wiesbaden: Springer VS, 125–146.



**Caspar
Hirschi**

Universität
St. Gallen

Ausgewählte Publikationen

- Hirschi, Caspar & Spoerhase Carlos (2015). Bleiwüste und Bilderflut. Geschichten über das geisteswissenschaftliche Buch. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Hirschi, Caspar (2018). Wie die Peer Review die Wissenschaft diszipliniert. In Merkur, 72 (832), 5–19.



**Elisabeth
Schäfer**

Sigmund Freud
PrivatUniversität

Ausgewählte Publikationen

- Schäfer, Elisabeth (2020). Writing as artistic research. Ruth Mateus-Berr & Richard Jochum (Hrsg.). Teaching Artistic Research. Conversations Across Cultures. Berlin: De Gruyter, 60–70.
- Schäfer, Elisabeth & Hutfless, Esther (2016). Writers are dogs. Schreiben, Denken, Tier-Werden. In Sublin/mes. Philosophieren von unten. A queer reviewed journal, 6, 27–33.



**Nina
Verheyen**

Freie Universität
Berlin

Ausgewählte Publikationen

- Verheyen, Nina (2018). Die Erfindung der Leistung. München: Hanser.
- Verheyen, Nina (2010). Diskussionslust. Eine Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ in Westdeutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Verfahren leiten und wie mit diesbezüglichen Abweichungen umgegangen wird.

Caspar Hirschi interessiert sich in seiner Forschung unter anderem für die Rolle des geisteswissenschaftlichen Buches. Im Gegensatz zu einer These vom Ende des Buches durch Digitalisierung geht er vielmehr von veränderten Publikationspraktiken aus. Eine besondere Rolle spielen dabei die Verlage, die als „Autoritätsgaranten“ dem Buch einen Wert verleihen.

Martin Reinhart betrachtet Bewertungsprozesse in der Wissenschaft, beispielsweise beim Peer Review-Verfahren oder in Bezug auf Journal Impacts. Er unterscheidet zwischen Wertzuschreibung, die auf ein bestimmtes Objekt bezogen ist und bei der Emotionen eine Rolle spielen, und Wertabwägung bzw. Bewertung, die erst im Vergleich vorgenommen werden.

Elisabeth Schäfer beschäftigt sich mit der Praxis wissenschaftlichen Schreibens aus einer philosophischen Perspektive. In ihren Arbeiten dekonstruiert sie diesbezüglich hegemoniale Vorstellungen und bietet in Inhalt und Form ihrer eigenen Texte Alternativen zum gängigen Konformismus wissenschaftlichen Schreibens an. Dabei betont sie die Performativität und körperliche Materialität des Schreibens und setzt sich für eine Vielfalt von Schreibstilen ein.

Nina Verheyen hat sich ausführlich mit der Geschichte des ‚Leistungsbegriffs‘ auseinan-

dergesetzt. In ihrer Untersuchung *Die Erfindung der Leistung* analysiert sie, welche Vorstellungen und Verständnisse von Leistung sozial hervorgebracht, akzeptiert, eingefordert und normalisiert werden. Damit regt sie zum Nachdenken darüber an, wessen ‚Leistung‘ und welche ‚Leistung‘ bzw. welche Leistungsverständnisse bei Textproduktion, Begutachtung und Veröffentlichung implizit oder explizit aufgerufen oder abberufen sind.

Symposium: „Praktiken wissenschaftlichen Publizierens“

Stephanie Freide: Bevor wir gleich in die drei genannten Blöcke *Textproduktion, Begutachtung und Veröffentlichung* einsteigen, möchten wir Sie, liebe Diskutant:innen, gern zunächst zu einem übergeordneten kurzen Statement einladen. In unserer Vorbereitung auf das Symposium sind wir auf eine Interviewreihe des Sozialwissenschaftlichen Nachrichtenportals Soziopolis¹ gestoßen, das in den Jahren 2020 bis 2022 Wissenschaftler:innen aus verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen zu ihrem Schreiben befragt hat. Dabei ging es um praktische Herausforderungen und Routinen beim Schreiben wissenschaftlicher Texte, um disziplinäre Konventionen und Regeln und immer wieder auch um Publikationsstrategien und die Frage, welche Möglichkeiten das jeweilige wissenschaftliche Feld bietet, um wissenschaftliche Erkenntnisse zur Darstellung zu bringen. In dem Zusammenhang beklagt der Soziologe Ulrich Bröckling, dass „die

¹ <https://www.soziopoliis.de>



Abb. 2: Diskutant*innen und Moderator*innen in Zoom
üblicher Darstellung beim Symposium am 13.03.2023
(Stilisierung von Svenja Schall).

akademische Ausbildung und der Publikationsbetrieb die Polyfonie unterschiedlicher Register“ (Bröckling & Liebhart 2020, 7) wissenschaftlichen Schreibens viel zu wenig fördern würde. Wie sehen Sie das? Können Sie mit Bezug auf Ihren jeweiligen akademischen Alltag und/oder Ihre Forschung zum Thema wissenschaftlichen Publizierens an die Beobachtung von Ulrich Bröckling anschließen, dass die Vielfalt wissenschaftlicher Schreibweisen vom akademischen Feld nicht befördert wird?

Felicitas Heßelmann: Ich halte das für ein unheimlich interessantes Zitat, wobei ich diese Beobachtung Ulrich Bröcklings so nicht teilen kann. Ich würde nicht davon ausgehen, dass wir so was wie eine Standardisierung oder eine Gleichförmigkeit des wissenschaftlichen Publizierens beobachten können. Zunächst muss man erstens natürlich sagen, dass es insgesamt sehr starke disziplinäre Differenzen im wissenschaftlichen Publikationswesen gibt und dieses Zitat und auch dieses Symposium aus einem sozial- bzw. geisteswissenschaftlichen Kontext stammt und da ist eine gewisse innere Homogenität zu beobachten. Aber dieser Kontext unterscheidet sich fundamental von den Publikationsweisen zum Beispiel in den Lebenswissenschaften oder in den Naturwissenschaften, wo es was ganz anderes bedeutet, überhaupt zu schreiben, zu publizieren, wo die Mechanismen ganz andere sind, das Feld ganz anders aufgestellt ist. Ich würde sagen, dass man für die Wissenschaft insgesamt nicht davon sprechen kann, dass es das wissenschaftliche Schreiben als eine einheitliche Praxis gibt. Und ich würde auch sagen, dass man tatsächlich eine, neben dieser

Diversität, sehr hohe Dynamik im Bereich des wissenschaftlichen Publikationswesens beobachten kann. Ich habe viel zu Akteur:innen im Publikationswesen in den Lebenswissenschaften geforscht, beispielsweise zu Journals und großen Publishern, und dort ist zu beobachten, dass die einen sehr hohen Innovationsdruck haben und, dass die sehr daran interessiert sind, die ganze Zeit neue Publikationskanäle, neue Formate, neue Begutachtungsverfahren zu entwickeln. Dass das ein sehr umkämpftes Feld ist und es zweitens immer sehr viel Kritik gibt, wie zum Beispiel begutachtet wird oder was für Publikationsformen möglich sind, erzeugt auch eine Dynamik von Publikationsweisen. Das wäre die zweite Schneise, wo ich eine Differenz beobachten würde. Und der dritte Punkt wäre, und das würde ich tatsächlich eigentlich gar nicht positiv bewerten, dass es eine starke Ausweitung der Publika gibt, die Wissenschaftler:innen durch Publikationen ansprechen sollen. Es reicht eben nicht mehr aus, irgendwie eine Monografie zu publizieren, sondern daneben müssen jetzt auch einzelne Peer Reviewed-Paper erscheinen. Gleichzeitig muss man aber auch auf Twitter kommunizieren und muss irgendwie in den etablierten Publikumsmedien und auf Wissenschaftsblogs vertreten sein, man braucht einen YouTube-Channel, soll Zuarbeit leisten für politische Stellungnahmen usw. Das sind alles sehr unterschiedliche Genres und sehr unterschiedliche Kommunikationsweisen, die mehr und mehr als Anforderungen an das, was wissenschaftliches Publizieren alles sein soll, herangetragen werden. Wenn man das positiv sehen will, würde ich schon sagen, dass die Polyphonie und die Diversität der wissenschaftlichen Schreibweisen

erhöht wird. Aber man kann es natürlich auch negativ sehen, da immer mehr Anforderungen angehäuft werden, die von einzelnen Wissenschaftler:innen bewältigt werden müssen.

Caspar Hirschi: Ich würde Ihre Darlegung ein bisschen differenzieren: Ich bin völlig einverstanden, dass wir eine solche Vielfalt an Wissenschaftskulturen haben, in der die Töne und die Stile sich massiv voneinander unterscheiden, je nachdem in welche Fachgebiete man hineinschaut, und dass die auch die ganze Publikationslandschaft beeinflussen. Ich bin selber Historiker und gehöre zu einem Fachgebiet, das sich in einer (wahrscheinlich) sehr konservativen Publikationskultur eine Vielfalt an Publikationsformen, -tönen usw. bewahrt hat. Da spüre ich kein starkes Korsett. Es gibt Einschränkungen und es gibt Trends, die meine Disziplin stark betreffen. Aber ich würde das Argument von Felicitas Heßelmann doch etwas einschränken. Ich würde sagen, in jenen Disziplinen, die sich sehr stark auch an quantitativen Leistungskriterien orientieren, habt es eine Polyphonie, wenn ich den Begriff gebrauchen darf, in publizistischer Hinsicht schwer. Vergleiche ich die Geschichtsschreibung mit der Ökonomie und diese wiederum mit Disziplinen wie Physik usw., dann ist eine ganz andere Form der Uniformisierung in diesen Disziplinen im Gange. Und das führt da so weit, dass es einen Code gibt, was gute Forschung ist und, dass man zum Schluss eigentlich gar nicht mehr lesen muss, wie Texte geschrieben werden, was Einleitung, Hauptteil, Schluss ist usw. Das ist im Vergleich derart klar vorgegeben – gerade für junge Forschende – als das in anderen Fachgebieten der Fall ist. Da würde ich ganz klar unterscheiden, je nachdem.

Nina Verheyen: Das von Caspar Hirschi Gesagte möchte ich unterstützen und um die Frage der Lehre erweitern. Wenn wir uns anschauen, wie wir Studierenden das Schreiben beibringen, ist auffällig, dass in Deutschland in den Geisteswissenschaften, auch in der Geschichtswissenschaft in der ich mich bewege, doch relativ klare Vorstellungen existieren, wie etwa eine Hausarbeit auszusehen hat – und dass diese nicht essayistisch angelegt sein soll. Essayistische Formen vermittele ich daher notgedrungen weniger und das ist schon eine Einschränkung. In den USA ist der Essay als Prüfungsleistung selbstverständlich, Creative Writing wird schon an der Schule gelernt. Die deutsche Hausarbeit ist dort unbekannt, hier ist sie der Standard. Ich will nicht sagen, dass sie schlechter ist. Ich schätze die deutsche Hausarbeit sehr, aber es wäre positiv beides systematisch zu vermitteln. Denn ich glaube – und so verstehe ich auch Ulrich Bröckling –, dass es erkenntnisfördernd ist über ein breites Register zu verfügen und verschiedene Genres zu nutzen. Man kann Ulrich Bröcklings Zitat auch als Plädoyer verstehen ein möglichst breites Register zu erlauben. Das möchte ich unterstützen und hinzufügen, dass dies die Lehre ebenso wie auch die Forschung betrifft. Gleichzeitig gibt es Unterschiede zwischen den Disziplinen. Ich schätze mein eigenes Fach sehr für die relativ große sprachlich-stilistische Vielfalt, die sie immer erlaubt hat und auch weiterhin erlaubt.

Elisabeth Schäfer: Ich habe das sehr interessant gefunden, dass Sie, Felicitas Heßelmann, auf diese durchaus ambivalent bzw. von Ihnen als ambivalent eingeschätzte Situation hingewiesen haben, dass doch sehr viele Ansprüche oder Leistungsanforderungen an

die unterschiedlichen Textformate an Wissenschaftler:innen heutzutage herangetragen werden. Ich rätsele ja noch immer, warum ich heute Abend hier eingeladen bin. Ich glaube, auf der einen Seite könnte es sein, weil ich mich mit meiner Arbeit aus einer queer-feministischen Perspektive mit Autorinnen wie Hélène Cixous auseinandergesetzt habe. Das sind Stimmen, die gesagt haben, dass man einen patriarchalen Diskurs, einen hegemonialen Diskurs, einen Machtdiskurs, wie immer Sie das jetzt nennen wollen, um es in einem sehr bekannten feministischen Zitat zu fassen, sozusagen nicht zum Einsturz bringt mit den Mitteln dieses Diskurses – also, dass man das Haus des Herrn nicht einreißt mit dem Werkzeug des Herrn –, sondern dass man eine andere Sprache, andere Stilmittel an dieser Stelle gegebenenfalls auch in Anspruch bringen muss. Das ist etwas, womit ich mich auseinandergesetzt habe. Ich glaube, es könnte sein, dass ich aus diesem Grund heute Abend hier bin. Eine andere Vermutung von mir ist, dass ich mir vor einigen Jahren erlaubt habe, kritisch dem Peer Review-Verfahren gegenüber zu sein. Und ich würde das vielleicht auch jetzt gern zum Ausgang nehmen auf etwas hinzuweisen, nämlich dass ich schon denke, dass wir sehr viele Stile und verschiedene Textformate in den einzelnen Disziplinen haben. Meine Kritik an bestimmten Peer Review-Verfahren war und ist es auch nach wie vor, dass wenn wir in der Wissenschaft an einen Punkt kommen, wo es um Forschungsförderung geht, wo es um das ökonomische Überleben von Forscher:innen, auch von Nachwuchsforscher:innen geht – wenn ich diese Ebene einbringen darf –, dass da sehr oft Stilvielfalt nicht unbedingt im

Vordergrund steht. Die Fähigkeit dieser Stilvielfalt zu genügen oder in diesen verschiedenen Stilen auch mitarbeiten, mitschreiben, mitsprechen zu können, ist nicht unbedingt immer ein Garant für die Genehmigung eines Forschungspools, sondern die Anzahl der Peer Reviews und der Double-Blind-Peer Reviews. Diese tragen wiederum zur Förderung von Wissenschaftler:innen bei, die sich dann, auch einfach aus zeitökonomischen Gründen, auf diese Formate konzentrieren müssen, um weiter in ihrer Forschung arbeiten zu können. Und aus diesem Grund würde ich dem Eingangszitat Ulrich Bröcklings schon zustimmen, dass an diesem Punkt die Polyphonie leidet. Ich möchte dazu sagen, dass ich keine radikale Verfechterin bin, das Peer Review zu verweigern. Ich schreibe selbst Peer Review-Artikel und bringe die auch unter. Und eben gerade im Sinne einer Polyphonie finde ich es spannend, mich in diese Prozesse selbst als Autorin hineinzubegeben.

Martin Reinhart: Aufgrund der einleitenden Statements meiner Mitdiskutant:innen auf dem digitalen Podium stelle ich fest, dass wir, glaube ich, sehr viele Diskussionspunkte haben, wo wir sehr gut aneinander anschließen können. Es ist natürlich naheliegend, da ich wie Felicitas Heßelmann auch aus der Wissenschaftsforschung komme, eine Außenperspektive einzunehmen, die insbesondere die Fächer und die Fachkulturen miteinander vergleicht. Es ist sehr auffällig, dass den Teil, den wir uns für heute Abend ausgesucht haben, also vor allem das Produzieren und Veröffentlichen von Texten, in sehr unterschiedliche Kulturen eingebettet ist. Mit diesem Ausschnitt werden bestimmte Dinge nicht berücksichtigt, wie

beispielsweise die vorgelagerte Erkenntnisproduktion, was beispielsweise für die naturwissenschaftlichen Fächer sehr wichtig ist. Wenn man die Vorstellung hat, dass das Schreiben und das Veröffentlichen nicht zwingend Bestandteil des eigentlichen Erkenntnisprozesses sind, sondern etwas Nachgelagertes, was nur noch eine Informations- oder Mitteilungsfunktion hat, dann rückt diese Thematik in eine andere Problematik rein, als wir das bei geisteswissenschaftlich geprägten Fächern haben, wo das Schreiben und das Lesen insbesondere auch essenzielle Bestandteile des Erkenntnisprozesses sein wollen. Und das wiederum wirft die für mich zentrale Frage in Bezug auf das Zitat von Ulrich Bröckling auf: Polyphonie, wofür denn und für welche Zwecke? Macht es Sinn für eine vielfältige Publikations- und Lesenskultur zu stimmen in einem Fach, was das Schreiben und Lesen vor allem als Informationsübertragung begreift? Dort vermutlich eher nicht – im Gegensatz zu Fächern, in denen es auch um eine Erkenntnisproduktion geht. In diesen Bereichen ist naheliegender Weise der Fall, dass man das gut finden will und gut finden muss. Was mir aber als Wissenschaftsforscher bei dieser Art von Statements sofort auffällt, ist, dass diese in dem Maße normativ sind, als dass sie fachpolitisch sind. Es sind Behauptungen, dass etwas im Fach wichtig ist, um eine bestimmte Definitionsmacht innerhalb des Fachs zu reklamieren. Um es ganz einfach zu sagen: Ulrich Bröckling würde das nicht sagen, wenn er nicht das Gefühl hätte, er wäre ein vielfältiger und guter Schreiber oder dass das gute Soziologie ausmacht. Er hat Kolleg:innen, die das so nicht teilen und vermutlich etwas anderes fordern würden. Wie veröffentlicht

wird, wie geschrieben wird, wie begutachtet wird, ist von Positionskämpfen innerhalb von Fächern geprägt. In dem Zusammenhang ist aus der Außenperspektive der Wissenschaftsforschung sehr auffällig, dass die Mehrheit der Diskurse in den Fächern Defizitdiskurse sind. Es wird beklagt, dass Dinge nicht funktionieren, dass Dinge schlecht sind, dass Dinge verbessert werden müssen, wobei Peer Reviews ein Paradebeispiel sind, an dem permanent festgemacht wird, was alles nicht funktioniert. Was den Fächern selbst aber meistens fehlt ist eine Diskussion, wofür diese Dinge denn eigentlich positiv sind, was sie leisten, was sie leisten sollen und was man vielleicht nicht verlieren möchte. Daran sieht man, weshalb es sich häufig um Positionskämpfe handelt, weil über diese negativen Bezugnahmen, über diese Krisendiagnosen, über diese Defizitdiagnosen sich sehr viel einfacher Positionen und vor allem auch Gegenpositionen beziehen lassen. Das ist der Punkt, den ich hier am Anfang noch einmal deutlich machen kann: Man kann sich immer die Frage stellen, wer spricht und in welchem Fach. Und am Ende des Tages vielleicht auch, welche Position es zu markieren und vielleicht auch durchzusetzen gelte.

Stephanie Freide: Elisabeth Schäfer, ich würde Sie nach dieser Eingangsrunde vor dem Hintergrund des Themenbausteins *Textproduktion* gerne direkt adressieren. Sie forschen u.a. zur Wirkmächtigkeit von Texten, also sowohl zu deren Machtdurchzogenheit als auch deren Hervorbringung von Macht, und sie betonen die körperliche Involviertheit von Schreibenden bei der Textproduktion. Sie haben dies bereits mit Hélène Cixous und der *Écriture féminine* angedeutet sowie mit

dem Konzept „Writing as Artistic Research“ (Schäfer 2020). Können Sie uns zu diesen beiden Konzepten vielleicht ein wenig erzählen?

Elisabeth Schäfer: Das Lustige ist, dass der Text „Writing as Artistic Research“ (ebd.) einer ist, aufgrund dessen ich sehr oft zu Konferenzen eingeladen werde und es sich um einen Peer Review Artikel handelt. Aus meiner Sicht ist das auch das Schöne, dass ein Format, das ich kritisiere, mit dem ich ein bisschen ringe, auf das ich mich aber auch in dieser ringenden und kritischen Weise einlasse, eines ist, was wiederum weitere Diskussionen nach sich ziehen kann. Dass ich mich mit *Writing as Artistic Research*, also künstlerischer Forschung, auseinandersetze ist richtig. Ich bewege mich in meiner philosophischen Auseinandersetzung sehr stark in diesem Grenzgebiet von Philosophie und Kunst und damit auch in diesem Gebiet zwischen Philosophie und Literatur. Und da kommen die bereits angesprochenen Formate des Essayistischen, die im amerikanischen Raum beispielsweise viel stärker an den Universitäten verankert sind, ins Spiel. Künstlerische Forschung ist in sich selbst ein schwieriger Diskurs. Ich möchte zunächst vielleicht ein bisschen was zu ihrer Institutionalisierungsgeschichte sagen. Künstlerische Forschung ist in dem Moment entstanden, in dem an Kunstuniversitäten das künstlerische PhD eingeführt wurde. Das heißt, wenn Künstler:innen einen PhD erwerben können, brauchen wir Kriterien, nach denen wir messen können, inwieweit diese Arbeit etwas Gleichwertiges wie ein anderes PhD in anderen Fachbereichen ist. Es ist sicherlich auf einer inhaltlichen Ebene, die mir auch wichtiger

ist, ein Bereich, wo die Frage formuliert wird: Forschen nicht auch die Künste? Oder denken nicht auch die Künste, wenn sie in ihren und mit ihren unterschiedlichen Materialien und in ihren unterschiedlichen Traditionen arbeiten? Wirft nicht das Gedicht, die Skulptur oder die Performance auch eine Frage auf, die sie übersetzt, in- oder hineinsetzt in das Medium, das sie ist? Wie gehen wir damit um, wenn wir davon ausgehen, dass auch die Künste forschen? Was den zweiten Aspekt angeht, den Sie mit Bezug auf die *Écriture féminine* angesprochen haben, habe ich in meinem Eingangsstatement schon kurz versucht komprimiert anzureißen, also von einer queeren oder feministischen Perspektive die Frage zu stellen, wann wir Diskurse ändern wollen. Es gibt in Gesellschaften aus den unterschiedlichsten Gründen, sei es der Unterdrückung, der Repression, des Ausschlusses, der Erfahrung von Ausschluss, der Nicht-Gleichstellung etc., immer wieder Positionen, die die Gesellschaft verändern möchten, die gesellschaftskritische Positionen einnehmen. In den 1970er Jahren beginnt die Tradition einer feministischen Position mit der Fragestellung, wie eigentlich patriarchale Diskurse verändert werden können. Können wir das in einer Art und Weise bewerkstelligen, in dem sich das Subjekt, das das Patriarchat hervorbringt, nämlich die Frau, sich jetzt nun einen männlichen, patriarchalen Gestus aneignet, den besonders virtuos beherrscht und damit patriarchale Strukturen kritisiert? Oder geht in diesem Prozess der Aneignung auch etwas verloren, nämlich eine konkrete Suche nach einem anderen Gesellschaftsentwurf? Der Wunsch nach einer anderen Sprecher:inposition, einer anderen Lebensposition, einer

anderen Begehrensposition? Aus diesem Registrieren, dass auch etwas verloren geht, ist so etwas wie der Diskurs oder die Praxis der *Écriture féminine* entstanden. Hélène Cixous, die französische Autorin, die sich dafür verantwortlich zeichnet, ist selbst sehr unglücklich mit diesem Ausdruck, der ihr da übergestülpt wurde, weil es in der weiteren Folge essentialisiert wurde und die Frage sich stellt: Wer kann diese *Écriture féminine* betreiben? Sie hat sich dafür entschieden, eher von einer queeren *Écriture* zu sprechen, also einer vielfältigen *Écriture*, einem vielfältigen Schreiben, das versucht, widerständige Kräfte und auch durchaus utopistische Entwürfe gegen hegemoniale Diskurse setzen zu können. Eine Kollegin vom Wiener Germanistikinstitut, Anna Babka, hat, wie ich finde, einen noch treffenderen Ausdruck gefunden: *allo-écriture* für das Anders-Schreiben. Dieses Festhalten oder auch dieses widerständige Festhalten eines Anders-Schreibens als Ausdruck auch einer anderen Perspektivierung von Welt, wenn Sie das so fassen wollen, ist etwas, mit dem ich mich sehr stark auseinandergesetzt habe. Die Frage, die sich nach all diesen Auseinandersetzungen stellt: Wie bringen Sie so einen Text, der sich einer *allo-écriture* verpflichtet – und der nicht nur metasprachlich über eine *allo-écriture* spekuliert – durch ein Peer Review-Verfahren? Wenn Sie beginnen, sozusagen selbst in der Philosophie literarisch zu werden, wie bringen Sie das durch ein standardisiertes Verfahren, das solchen Bewegungen des Anders-Schreibens vielleicht schwerer oder ein bisschen behäbiger folgen kann, weil es natürlich klare Kriterien davon entwickelt hat, wie Wissenschaft und wie ein wissenschaftlicher Text auszusehen hat.

Stephanie Freide: Wir hatten in der Vorbereitung auch einen anderen Text von Ihnen gelesen, „Writers Dogs“ (Schäfer & Hutfless 2016), von dem ich annehme, dass er nicht in einem Peer Review-Verfahren war. Und auch andere Texte von Ihnen setzen sich dieser standardisierten Form entgegen, vielleicht auch unserer disziplinären Kultur, und setzen auf ein Nichtverstehen. Und gleichzeitig sprechen Sie davon, sich einsetzen zu wollen für ein Mitsprechen, ein Mitschreiben. Können Sie vielleicht dazu noch etwas sagen.

Elisabeth Schäfer: Vielleicht ganz kurz, weil ich auch unglaublich neugierig bin auf das, was die anderen sagen und mir wünsche, dass auch Gegenpositionen zu Wort kommen. Ich habe mich in dem Vorhergehenden schon kritisch gegenüber dieser sehr metaphysischen Position eines *Denken über* oder *Sprechen über* geäußert. Auch in dem Sprechen für andere gibt es eine etwas aneignende Geste. Ich möchte an dieser Stelle auf eine weitere Autorin, Trinh T. Minh-ha, eine in Vietnam geborene Theoretikerin und Filmemacherin, aufmerksam machen, die aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive ein Konzept des *Speaking Nearby* entwickelt hat. Und dieses *Speaking Nearby* hat vielleicht so einen ähnlichen Gestus, wie ich ihn mit dem Sprechen mit formuliert habe oder Schreiben mit oder Denken mit, was auch eine Form der Responsivität mit hineinbringt – dass ein Text auch immer ein Raum sein kann, in dem andere sich einschreiben, andere auch immer da sind. Als unsere Referenzen sind sie immer da, auch weil wir immer in der Sprache der anderen schreiben. Wir haben unsere Sprache nicht selbst erfunden, sondern wir haben

die Sprache von den anderen erworben. Das Moment der Alterität ist mit der Sprache immer da und daher sprechen wir vermutlich immer schon auch mit den anderen, indem wir Dinge in der Sprache aufgreifen. Einige unterstreichen uns, mit einigen fühlen wir uns unbehaglich, lehnen sie ab, verändern sie. Das heißt, dieses Moment einer Responsivität oder auch einer Dialogizität ist in einer Textproduktion schon vorhanden. Das kann man versuchen wegzuwischen, wegzulassen oder so schlank als möglich zu halten oder, wie vielleicht in meinem Fall, auch daraus eine Arbeit des Textes zu machen.

Stephanie Freide: Es wurden jetzt Zusammenhänge zwischen einem anderen Schreiben und den standardisierten Begutachtungsverfahren gesetzt. Haben Sie Anschlüsse an dieser Stelle?

Felicitas Heßelmann: Ich fand das waren wirklich sehr inspirierende Ausführungen und ich würde auch in sehr weiten Teilen zustimmen. Wir haben es in der Wissenschaft schon mit einem sehr stark disziplinierten Diskurs zu tun. Welche Möglichkeiten haben wir, diesen Diskurs vielleicht ein bisschen zu entdisziplinieren oder zumindest irgendwie anders zu disziplinieren? Was für eine andere Art von Erkenntnis könnten wir damit produzieren? Also das nicht nur als eine Frage der Gerechtigkeit oder Fairness zu fassen – wie können wir mehr Equality oder mehr Repräsentationen bei den Personen schaffen, die in der Wissenschaft sprechen dürfen –, sondern ist das wirklich eine Bereicherung unserer Erkenntnismöglichkeiten, wenn wir das zulassen können? Das finde ich eine unheimlich

spannende Frage. Wo ich allerdings gar nicht mitgehen würde ist in dieser Ausführung, zumindest habe ich das implizit so verstanden, dass das Peer Review das primäre Instrument ist, wodurch diese Disziplinierung erreicht wird und dass durch das Peer Review die Publikationsweisen und die Sprechweisen irgendwie gestreamlined werden. Das würde ich gar nicht so sehen. Erstmal denke ich, dass man sich fragen kann, was gibt es dann, wenn es kein Peer Review gibt? Gibt es eine andere Begutachtungsweise? Welche Machteffekte, welche Herrschaftseffekte, welche Disziplinierungseffekte haben diese anderen Begutachtungsweisen? Insbesondere weil das Peer Review durchaus in Teilen so gedacht war, eine Diversität von Perspektiven und Urteilen zu ermöglichen. Also, dass es mehr Diversität zulässt, wenn zusätzliche Gutachten vorliegen, die jeweils ihre eigenen Perspektiven einbringen, als wenn alles von dem Einzelurteil eines einzelnen Herausgebers – an dieser Stelle muss man das wohl nicht gendern – abhängt. Also die Idee des Peer Reviews war schon mehr so gedacht, einen Austausch zu ermöglichen. Deswegen würde ich diesen Konnex gar nicht unbedingt sehen, sondern ich würde mich eher fragen, auch im Vergleich mit anderen Begutachtungsweisen, an welcher Stelle ist denn das Peer Review besonders standardisierend oder auch nicht.

Stephanie Freide: Nina Verheyen, Sie haben sich mit der Idee der Leistung auseinandergesetzt und mit dem damit zusammenhängenden Versprechen, dass die individuelle Leistung ein Garant dafür sei, dass man sozial aufsteigen kann, sozusagen: Wer leistet, wird belohnt. Und das, so suggeriert es die

sogenannte Leistungsgesellschaft, unabhängig von sozialer Herkunft, Geschlecht und ethnischer Zugehörigkeit. Dabei ist diese individuelle Leistung dann doch weniger vielversprechend, so haben wir Ihre Arbeit „Die Erfindung der Leistung“ (Verheyen 2018) gelesen. Könnte von dieser Seite vielleicht auch eine Kritik an den gängigen Formen der Produktionsweisen von Texten eröffnet werden?

Nina Verheyen: In meinem letzten Buch „Die Erfindung der Leistung“ (ebd.) geht es um die Frage, wie Menschen der Vergangenheit eine Vorstellung von ‚ihrer‘ rein persönlichen Leistung entwickelt haben – obwohl es so etwas streng genommen gar nicht gibt. Leistung ist eine Unschärfeformel bzw. ist es hochkomplex, was im Alltag unter Leistung verstanden wird und wem was als Leistung zugerechnet wird, so ein Ausgangspunkt des Buches. Meine Frage als Historikerin war vor diesem Hintergrund, wie Menschen im Alltag gleichsam immer wieder neu ‚lernten‘ an persönliche Leistung als vermeintlich eindeutige Größe zu glauben. Den Ausgangspunkt meiner Untersuchung bildet das späte 19. Jahrhundert, weil sich dort – von Deutschland aus gesehen – in verschiedenen Praxisfeldern Praktiken der Leistungsmessung verstärkt oder auf neue Weise etablierten, die auf Biografien einwirkten und die Erfahrungen von vielen Menschen tiefgreifend prägten. Zwar gehen in bestimmten Bereichen der Kunst, der Arbeit, des Sports und auch der Wissenschaft Praktiken der Leistungsmessung viel weiter zurück. Aber im späten 19. Jahrhundert, so mein Argument, wurde die Auseinandersetzung damit gewissermaßen zu einer Alltagserfahrung von vielen – sozial übergreifend, die

Geschlechter übergreifend, die Altersgruppen übergreifend. Aus einer praxeologischen Perspektive habe ich untersucht, wie im Alltag ein Verständnis von vermeintlich persönlicher Leistung konstruiert wurde. Mit ‚vermeintlich‘ persönlich spiele ich darauf an, dass hinter dem, was als Leistung galt, de facto die Arbeit von ganz vielen stand – eigentlich eine Binsenweisheit, von denen Praktiken der Leistungszuordnung aber gezielt abstrahierten. Das führte zu Konflikten und so wurde darüber debattiert, was man macht, wenn Hausarbeiten benotet werden und die Eltern dabei unterstützen. Wie kriegt man sozusagen diese elterliche Unterstützung rausgerechnet? Weil es ja um die Leistung des Schülers gehen sollte. Dabei ist mir wichtig zu betonen, dass ich den Gedanken persönlicher Leistung keineswegs ad acta legen möchte. Ich halte diese soziale Konstruktion für sehr wertvoll – aber es ist eben eine soziale Konstruktion. Und daher ist die Kategorie der persönlichen Leistung gleichzeitig hochgradig problematisch. Die Studie schärft unter anderem die Sensibilität für das breite soziale Fundament, das hinter jeder vermeintlich persönlichen Leistung steht. Bezogen auf die Wissenschaft ist sofort offensichtlich, dass hinter beispielsweise einem einzelnen Buch sehr viele stehen, die teilweise auch ausgeflaggt werden. Die Wissenschaft ist da durchaus differenziert, weil es ja die Möglichkeit, ja sogar die Erwartung gibt, zu zitieren, lange Fußnoten zu schreiben oder in Vorworten darauf zu verweisen, wer einen alles unterstützt hat. Aber gleichzeitig wird Unterstützung auch ausgeblendet, negiert. Und das hängt nicht nur vom persönlichen Stil ab, sondern auch von Geschlecht und Status. Auch im späten 19. Jahrhundert gab es ein breites

Feld von Mitleistenden, die nicht erwähnt wurden. Frauen hatten gar nicht die Möglichkeit, Professorin zu werden und es waren ausschließlich Männer, die als professorale Schreibende agierten. Diese bewegten sich nicht nur in einem intensiven kollegialen Umfeld, sondern sie hatten sehr oft auch Ehen bzw. Partnerschaften, in denen intensiv gemeinsam gedacht, gemeinsam geschrieben wurde. Aber genau das wurde durch die Konventionen der Wissenschaft ausgeblendet. Das hat sich seitdem zwar sehr stark verändert. Aber massive Ungleichheiten gibt es noch immer. Ich finde es wichtig, was Elisabeth Schärfer dazu ausgeführt hat: Sie hat von dem ökonomischen Überleben der Forschenden gesprochen. Diesen Aspekt würde ich gerne stark machen bei dem ganzen Thema. Man sollte nicht nur über Genrespielräume sprechen, sondern auch über die sozioökonomischen Rahmenbedingungen und die Zeitressourcen über die man verfügen muss, um vermeintlich alleine zu schreiben. Und noch einmal: Mit meinem Buch will ich nicht erreichen, dass der Gedanke individueller Leistung aufgegeben wird, im Gegenteil. Ich glaube, wir müssen den unbedingt erhalten. Ich wünsche mir aber mehr Sensibilität für die Komplexität und Historizität von persönlicher Leistung als sozialer Konstruktion.

Caspar Hirschi: Wenn ich da einsetzen darf. Wenn wir davon ausgehend Konzepte von Autor:innenschaft in der Wissenschaft betrachten, dann haben wir ein gewisses Paradox: Diejenigen Disziplinen, die imstande sind Leistung historisierend oder theoretisch zu dekonstruieren, wie das jetzt auch Nina Verheyen gemacht hat, haben gleichzeitig ein Autor:innenschaftsverständnis, das den individuellen Aspekt viel

stärker betont als die Wissenschaftskulturen in vielen Natur- und experimentellen Wissenschaften, wo kollektive Autor:innenschaft komplett akzeptiert, ja fast die Norm ist. Also bei uns ist es so, wir diskutieren unsere Texte, unsere Quellen in Seminaren, in Forschungskolloquien usw. Aber am Schluss ist es immer noch die Norm, dass ein einzelner Name oben die:den Autor:in repräsentiert und der Dank an andere, wie Nina Verheyen das eben gesagt hat, in Vorwörtern, Fußnoten usw. stattfindet. Das ist eine ganz klare Hierarchisierung, die die originelle Leistung jener Person zuschreibt, die den Text verfasst hat. Autor:innenschaft in experimentellen Feldern oder sogar in Politikwissenschaften und Sozialwissenschaften kann etwas ganz anderes meinen. Das heißt, dass diejenigen, die an der Erkenntnisproduktion beteiligt waren, bevor irgendetwas an Text steht – die im Labor standen, Interviews geführt haben, Daten gesammelt haben – genauso eine Position in der Autor:innenliste erhalten wie jene, die den Text geschrieben haben. Und damit haben wir innerhalb der Wissenschaft völlig inkommensurable Vorstellungen von Autor:innenschaft. Und das Paradoxe für mich ist, dass jene, die sich wahrscheinlich am bewusstesten damit beschäftigen, wie stark Autor:innenschaft hierarchisiert ist, selber das hierarchisierteste Verständnis oder die hierarchisierteste Praxis haben.

Malte Ebner von Eschenbach: An dieser Stelle möchte ich gern von der *Textproduktion* in den zweiten Block überleiten, der die Frage der *Begutachtung* in den Blick nimmt. In dem Zusammenhang haben Sie, Martin Reinhart, vorgeschlagen, Begutachtungsverfahren nach Wert im Singular und Werten im

Plural sowie zwischen Wertzuschreibungen und den Prozessen des Bewertens zu differenzieren (Krüger & Reinhart 2016). Vielleicht könnten Sie uns zunächst erläutern, was diese Differenzierungen umfassen und welchen heuristischen Gewinn sie für die Reflexion oder das Nachdenken über Begutachtungsprozesse bringen können.

Martin Reinhart: In dem Papier bzw. den Arbeiten, auf die Sie hier verweisen, geht es darum, das Bewerten nicht nur in der Wissenschaft, sondern als allgemeines soziales Phänomen zu begreifen. Deshalb setze ich vielleicht wissenschaftsbezogen nochmal woanders an: Ich glaube, es ist nicht unkonventionell, die Wissenschaft in eine doppelte Zielorientierung einzuordnen. Auf der einen Seite erwarten wir von der Wissenschaft, dass sie neues Wissen produziert, dass sie Innovation, Überraschung, Fortschritt leistet. Und auf der anderen Seite erwarten wir von ihr, dass sie Wissen sichert, in gewisser Weise festzurrt, zertifiziert, belastbar gestaltet. Insbesondere auch, weil wir in den gegenwärtigen Gesellschaften häufig die Situation haben, dass gesellschaftliche Akteure auf das wissenschaftliche Wissen angewiesen sind, dieses in irgendeiner Form benutzen und deshalb davon ausgehen müssen, dass es irgendwie zuverlässig ist. Und das schafft ein Spannungsverhältnis. Weil die einen, die auf die Vielfalt oder die Polyphonie des Schreibens setzen, wie wir in den Ausführungen vorhin gehört haben, dieses Innovationsmoment oder diese Produktion von Neuem und von neuen Erkenntnissen ins Zentrum rücken. Dazu gehören dann häufig auch Vorstellungen von Wissenschaft, die in gewisser Weise Erkenntnisproduktion

und Wissenschaft als Selbstzweck im weitesten Sinne einfordern, manchmal auch normativ emphatisch. Die Gegenseite dazu, die in der Gegenwart auch sehr präsent ist, ist eine, die auf gesellschaftlichen Impact oder ähnliches abzielt. Also die Forschung muss irgendwie nützlich sein, muss irgendetwas liefern mit dem man vielleicht sogar Technik gestalten oder produzieren kann. Wissenschaft ist also, könnte man vereinfacht sagen, eingespannt in ein Selbstverständnis zwischen Kunst und Technik oder Kunst und Industrie im Extremfall. Auf der Kunstseite gehört natürlich das klassische Ideal des genialen Forschenden dazu. Auf dieser Seite wird die Gefahr gesehen, dass es ökonomische oder politische Einflüsse gibt, die in gewisser Weise den Erkenntnisprozess steuern oder beschränken. Das ist meine Einflugschneise, wenn ich über das Begutachten in der Wissenschaft nachdenke, weil das für mich ein Governanceproblem ist: Wie gestaltet sich ein Feld, was sich als Wissenschaft begreift, in diesem Spannungsfeld? Wie schafft man in dieser Konstellation Entscheidungen über das, was geforscht werden soll, das Aufmerksamkeit bekommen soll, das als Fakten oder gutes Wissen gelten soll? Wir können uns nicht darauf verlassen, dass alles, was von einem Genie kommt, brilliant ist und deshalb sofort akzeptiert werden muss, weil das irgendwie ein unzuverlässiger Prozess ist. Gleichzeitig ist das zu starke Standardisieren und auf Anwendung Setzen in gewisser Weise ein Modus, der zu Langeweile und zu Stagnation führen kann. Und vor diesem Hintergrund ist es für mich auffällig, dass wir in der Wissenschaft viele, man könnte sagen, Regierungsformen finden, die dezentral organisiert sind. Das ist für mich das Auffälligste am Peer

Review: wenn wir es nicht ganz so eng als das definieren, was bei einer Zeitschrift passiert, dann finden wir es an ganz vielen Orten. Es findet bei jeder Zeitschrifteneinreichung statt, bei jeder Einreichung eines Drittmittelantrags, bei jeder Stellenbewerbung. Man könnte auch sagen, das Peer Review findet bei vielen wissenschaftlichen Konferenzen statt, wo Autor:innen oder Vortragende einen Vorschlag einreichen, der dann begutachtet und angenommen oder abgelehnt wird. Es findet aber auch in niederschwelliger Form beim wissenschaftlichen Vortrag selbst statt, bei dem ein hoffentlich kenntnisreiches Publikum kritische Fragen stellt. Peer Review ist also diese fast schon alltägliche Durchsetzung des Kommunikations- und Diskussionsprozesses mit Rückfragen, mit Qualifizierungen, mit Bewertungen. Und dafür gibt es keine zentrale Agentur und auch keinen Einzelnen, der da ganz oben steht und das delegiert und mit einer bestimmten Politik direkt beeinflussen kann, sondern das ist dezentral organisiert. Der andere Aspekt ist, der mit dieser dezentralen Organisation zusammenhängt, den ich zumindest von der soziologischen Seite sehr interessant finde, dass das Peer Review häufig mit Rollenwechseln einhergeht, dass Forschende einmal als die Begutachtenden und dann als die Begutachteten auftauchen. Und das ist eine für kollektive Regierungsformen sehr wirkmächtige Konstruktion, weil sie massiv zur Pazifizierung beiträgt. Das heißt eine heutige, vielleicht überbordende Kritik an einer:inem Kolleg:in spiegelt sich übermorgen vielleicht in der umgekehrten Situation wieder, wo die zuvor begutachtende Person in gewisser Weise die:der Angegriffene ist und die:der zuvor begutachtete Kolleg:in die:der

Angreifende. Das heißt, ich überlege mir zweimal, wenn ich ein Manuskript zur Begutachtung bekomme, bei dem ich annehmen kann, dass vielleicht jemand sieht, wer das war, weil nicht alles anonym war, ob ich meine Kritik vielleicht zurücknehme oder meine direkten Machtinteressen vielleicht nicht so sehr in den Vordergrund treten lasse. Das hat eine pazifizierende Wirkung. Und da haben wir den Punkt, der mir in der Diskussion bis jetzt so ein bisschen gefehlt hat. Vorhin wurde es angedeutet als Alterität, aber ich glaube, Alterität geht für die Frage noch nicht weit genug. Wir haben es bei wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion mit kollektiven sozialen Phänomenen zu tun. Und die Frage, ob die beispielsweise divers genug sind, kann sich nicht nur daran messen, ob die:der Einzelne alles sagen und schreiben darf, was sie:er möchte, sondern es geht auch um die Frage, inwiefern ein Kollektiv, das sich als Erkenntnis Kollektiv begreift, gemeinsam in der Lage ist, eine bestimmte Art von Erkenntnis und Summe von Erkenntnissen zu produzieren, die das Kollektiv selbst für sinnvoll erachtet. Und damit haben wir eine Protodefinition von dem was wir Disziplin oder Fach nennen und, dass das automatisch mit Disziplinierungsleistungen einhergeht, die insbesondere in einem Peer Review, aber auch in anderen Begutachtungsverfahren praktiziert werden, ist naheliegend. Dies hat aber, wie ich finde, in der Wissenschaft den auffälligen Effekt, dass es aufgrund der dezentralen Struktur immer kritisierbar und thematisierbar bleibt. Also wir sprechen darüber oder es gibt Kritik an der Begutachtung. Und es gibt die Notwendigkeit in der Wissenschaft darauf zu reagieren. Es ist nicht so einfach möglich, das mit

einem Machtgestus wegzuwischen. Und ich finde, das ist eine auffällige Eigenschaft von Wissenschaft, dass sie, man könnte sagen, anfällig für Kritik ist. Mein aktuelles Lieblingsbeispiel ist die öffentliche Diskussion um Open Science. Wenn wir gesellschaftliche Bereiche vergleichen und fragen: Wo finden, was immer die Prozesse jeweils sind, diese relativ offen statt? Dann würden vermutlich alle sagen: Ja, die Wissenschaft ist so ein Vorbild für Offenheit. Da wird offen kommuniziert, da muss man argumentieren, da muss man Daten zur Verfügung stellen – zumindest ist das das Ideal. Es käme niemand auf die Idee, wenn wir gesellschaftlich nach Transparenz fragen würden, bei der Wissenschaft anzufangen und die Transparenz zu problematisieren. Wir würden bei der Kirche anfangen oder bei der Industrie oder bei der Politik. Und trotzdem ist ein Open Science-Diskurs in der Wissenschaft. Und in dem Sinne finde ich weniger die Fragen wichtig: Entscheiden Begutachtungsprozesse immer richtig, finden sie die Richtigen, sind alle repräsentiert oder so? Sondern: Ist diese Art von Kontrollstruktur weiterhin anfällig für Kritik? Und da würde ich sagen, wenn ich die Wissenschaft vergleiche mit anderen gesellschaftlichen Bereichen, ist das in erheblichem Maße der Fall. Wobei ich sofort auch zustimmen würde, wenn bestimmte Akteur:innen im Feld artikulieren: Na ja, es ist aber auch weniger geworden. Aber um auf Ihre Eingangsfrage zurückzukommen: Ich glaube, das findet eine Spiegelung in der Grundproblematik der Frage, wie wir als soziale Kollektive mit Bewertungen umgehen. Denn die sind immer problematisch, weil sie immer mit Macht konnotiert sind und immer etwas über etwas anderes setzen. Sie haben im-

mer dieses vergleichende Moment und sind deshalb strittig. Es ist für uns als Individuen in Gesellschaften gar nicht möglich mit irgendwas nicht evaluativ umzugehen. Wir haben auf alles sofort eine emotionale Reaktion, die auch irgendeine Form von Valenz hat. Und es ist immer schwer zu sagen: Kommt das aus uns selbst oder ist das anerzogen oder was macht das in uns, dass wir auf diese Art und Weise reagieren? Aber meines Erachtens ist es sozialtheoretisch wichtig für diese Art von Governancefragen, die ich aufgeworfen habe, zu merken, dass das bis tief in das individuelle Moment des Bewertens reingeht. Wir haben immer die Situation, dass wir etwas Aufmerksamkeit schenken, um es zu bewerten, und damit werten wir es schon auf: Es ist der Bewertung würdig. Manche würden sagen, das ist nur Aufmerksamkeit, aber es ist schon eine Form des Wertens. Und es ist eine sehr eindimensionale Form des Wertens, an die immer sofort ein Vergleich anschließt. Und ich glaube die Wissenschaft ist in gewisser Weise mit diesem Governanceproblem in diese Doppelstruktur eingebunden, dass sie auf der einen Seite Innovation, also Aufmerksamkeit auf Neues leisten muss, und auf der anderen Seite Dinge absichern muss, also vergleichen und abwägen muss: Ist das wirklich so belastbar wie irgendwas anderes? Das ist jetzt ein großer Sprung von den, man könnte sagen, mikrosoziologischen Fragen zu den Makrofragen. Aber darin kommt mein Interesse zum Ausdruck, weshalb diese sozialtheoretischen Fragestellungen auch dazugehören.

Malte Ebner von Eschenbach: Wenn ich es richtig verstanden habe, haben Sie Formen von Begutachtungsverfahren auch als Pazifizierung

dargestellt, also als Möglichkeit dieser Spannung adäquat begegnen zu können und einen Interessensausgleich formulieren zu können. In diesem Zusammenhang haben Sie auch auf das Stichwort Transparenz hingewiesen. Jetzt haben wir bei den Begutachtungsverfahren unterschiedliche Varianten, also die Open Peer Review-Verfahren beispielsweise oder eben auch die sogenannten Blind- oder auch Double Blind Peer Review-Verfahren, wo man versucht, diese Rollenkonfusion, die Sie auch angesprochen hatten, zu vermeiden, um damit enthemmte Kritik zu unterbinden. Gleichzeitig wird darauf geachtet, dass damit eine erhöhte Form von Sachlichkeit in der Auseinandersetzung gefördert und die Pluralität von Meinungen zumindest erhöht wird. Diese Frage würde ich gerne noch Ihnen, Martin Reinhart und Felicitas Heßelmann stellen, weil Sie sich beide mit Transparenz bzw. Intransparenz in Begutachtungsverfahren beschäftigt haben (z.B. Heßelmann & Reinhart 2021): Können Sie noch etwas genauer ausführen, an welchen Stellen Transparenz förderlich oder auch erkenntnisförderlich ist für den Begutachtungsprozess und an welchen Stellen Intransparenz herrschen sollte und in welcher Form dies förderlich oder hinderlich ist für die Erkenntnisproduktion von wissenschaftlichen Texten?

Martin Reinhart: Wenn man dieses Transparenzproblem an die Begutachtungen in Peer Review-Verfahren heranträgt und die Frage stellt, ob das irgendwie mit ungerechtfertigten Meinungsäußerungen und Parteinamen und Old Boys-Networks und anderen Problematisierungen zusammenhängt und mit Gutachten von Forschungsförderungs-

organisationen oder in Zeitschriften kontrastiert, dann stellt man fest, dass dieses Material sehr viel weniger spektakulär ist als es die kritischen Diskussionen darum vermuten lassen. Also, dass da ein Gutachter sitzt, der seine Wut zum Ausdruck bringt und einen Verriss schreibt und versucht auf illegitime Art und Weise eine Entscheidung bei einer Zeitschrift herbeizuführen, das ist äußerst selten der Fall. Von der empirischen Seite her würde man erstmal nicht ganz verstehen, weshalb hier mehr Transparenz notwendig ist. Weil der erste Eindruck ist: hier finden Fachgespräche statt, hier wird versucht Einschätzungen vorzunehmen. Ob die Einschätzungen die besten des Fachs sind, ist nochmal eine andere Frage. Aber schaut man nur auf diese Gutachten, käme man nicht primär auf die Idee, dass hier ein riesiger Bias oder Ungerechtigkeitsproblem vorliegen würde. Aber die Forderung ist relativ weitverbreitet, dass Begutachtungsverfahren geöffnet und verblindet werden müssten – was ja eine lustige Kombination aus Transparenz und Sichtbarkeitsverhältnissen impliziert. Und ich glaube, darum geht es: Es geht nicht um totale Offenheit oder um totale Geschlossenheit, sondern es geht um einen Ausgleich, der Sichtbarkeitsverhältnisse ermöglicht, die als funktional, als gerecht oder was auch immer verstanden werden. Und ein Grund ist, der mir diesbezüglich sehr plausibel erscheint, weshalb wir nicht alles transparent machen in Begutachtungsverfahren, dass wir in der Wissenschaft Machtverhältnisse haben, die sich auch im Peer Review wiederfinden. Und die Möglichkeit des freien Sprechens bzw. in diesem Fall des freien Sprechens im Sinne des besten Stands des Wissens der Zeit in einem

Fach wird davon beeinflusst, ob sich ein:e Gutachter:in unter Druck gesetzt fühlt, weil die:der Begutachtete vielleicht in einem hierarchisch über sie:ihn gestelltem Verhältnis steht. Und aus der Empirie gibt es Anzeichen dafür, dass es so funktioniert: Verblindung von den Gutachtenden hat teilweise den Effekt, dass sie freier sprechen können und zwar in einem Sinn, der nicht unbedingt negativ zu bewerten ist, sondern der Hierarchieverhältnisse entschärft.

Felicitas Heßelmann: Vielleicht direkt im Anschluss an die Frage nach der Herstellung von Transparenz auf der einen Seite und der immer stärkeren Verblindung auf der anderen Seite. Das sind zwei Tendenzen im Peer Review, die wir beobachten können, die gleichzeitig ablaufen, aber gegenläufig sind. Also wir sehen gerade in Disziplinen in den Sozial- und Geisteswissenschaften eine Zunahme von Verblindungen. Als Standard in den Sozialwissenschaften haben wir häufig Double Blind, in der Philosophie ist mittlerweile der Goldstandard Triple Blind. Das heißt, dass auch die Editor:innen verblindet sind, also die Editor:innen nicht wissen, von wem der Artikel eingereicht wurde, weil das als eine Quelle von Bias und Verzerrungen identifiziert wurde. Auch die editorischen Entscheidungen hängen sehr stark von Machtverhältnissen ab oder können sehr stark voreingenommen sein. Und gleichzeitig hat man vor allem in den Lebenswissenschaften eine Entwicklung, die stark getragen ist von der Forderung nach Open Science. Das heißt, dass man immer mehr offenlegt, also zum Beispiel die einzelnen Gutachten zusammen mit den angenommenen Papern veröffentlicht oder dass man die Identitäten der Reviewer:innen

offenlegt, bis hin dazu, dass man die Kommunikation zwischen den Autor:innen, den Reviewer:innen und den Editor:innen zusammen mit dem Artikel veröffentlicht. Und ich finde das sehr interessant, weil es ja eigentlich gegenläufige Antworten auf dasselbe Problem sind, nämlich auf die Fragen: Wie kann man Bias verhindern im Peer Review? Wie kann man Peer Review nachvollziehbarer, aber auch legitimer gestalten? Und ich finde es spannend zu sehen, dass unterschiedliche Disziplinen hierauf widersprüchliche Antworten finden. Aber ich finde auch die Entwicklung des Open Reviews sehr interessant, denn ich würde sagen, dass sich das einer Begutachtungskultur annähert, wie sie in den Geisteswissenschaften verbreitet ist, nämlich einer Begutachtung über Rezensionen. Das ist ein Format um Publikationen zu bewerten, aber es funktioniert ganz anders als zum Beispiel Peer Review: Es passiert erst nach einer Veröffentlichung, es ist öffentlich, die Gutachtenden identifizieren sich mit ihrem Namen – es findet so eine Art öffentlicher Austausch über die Publikation statt. Das hat eine sehr lange Tradition in den Geisteswissenschaften und ist auch als ein Instrument des Austausches sehr geschätzt. Und gleichzeitig funktioniert es vom Prinzip her wiederum ähnlich wie Open Reviews in den Life Sciences: dass man die gesamte Kommunikation über einen Artikel veröffentlicht und für alle nachvollziehbar macht, dass auch die Personen sich identifizieren, die den Artikel begutachten usw. So dass ich dem nur zustimmen kann, was Martin Reinhart gemeint hat, dass das Peer Review ein Format ist, das sehr viel Kritik auf sich zieht, aber eben auch sehr viel Kritik zulässt. Und dass es sehr interessant ist zu beobachten, wie sich die Reaktion auf

die Kritik immer wieder verändert. Wenn man etwas verändern will, denke ich, ist die Kritik am Peer Review erwiesenermaßen eine sehr gute Route, die man einschlagen kann, um auch Veränderungen im Publikationswesen anzustoßen.

Caspar Hirschi: Ich möchte jetzt doch noch eine etwas kritischere Note zu Peer Review einbringen, und zwar aus historischer Sicht. Es ist interessant, dass man in den Natur- und technischen Disziplinen sehen kann, die Peer Review früher eingeführt haben, dass es in gewisser Weise das Rezensionswesen ersetzt hat. Also das Open Peer Review ist eigentlich so etwas wie eine Neueinführung einer Art Pre-Publication-Rezensionwesens, wenn man so will. Wenn man sich Publikationen vor der Einführung von Peer Review ansieht, auch multidisziplinäre Zeitschriften wie *Nature*, dann war die normative Vorstellung dahinter: da ist ein Herausgeber oder ein Gremium, das die Entscheidungen fällt, was reinkommt und was nicht, dann aber auch die volle Verantwortung trägt. Und das hat im alten Rezensionformat – gerade in der Geschichte von *Nature* wurde das schön gezeigt – an Textformen mehr Diversität zugelassen als im neuen Peer Review-Verfahren. Es gibt beispielsweise schöne Texte darüber, dass die Entdeckung der DNA von Francis Crick und James Watson nach neuen Kriterien wahrscheinlich nicht so hätte erscheinen können wie 1953 in diesem Cambridge Old Boys-Network. Die Idee war natürlich, dass man auch in führenden Zeitschriften zu der Zeit ohne Peer Review etwas riskieren konnte, das dann der Forschungsgemeinschaft zur Kritik vorgelegt wird. Man musste diese Texte

lesen, die waren im Grunde genommen von der Community nicht geprüft, und darüber konnte dann eine Diskussion der Fachöffentlichkeit entstehen. Das ist noch immer die Idee des Rezensionswesens in den Geisteswissenschaften. Ich glaube, auch historisch ist es zutreffend, was Sie gesagt haben: Peer Review wurde mit dem Anspruch eingeführt, dass es einen niederschweligen, einen freieren Zugang gerade zu führenden Zeitschriften gibt, ohne Barrierefunktion eines Old Boys-Network, und dass es auch eine Machtteilung gibt bei der Beurteilung, was da reinkommen darf. Trotzdem entsteht hier eine neue Paradoxie mit der Anonymität von den Gutachtenden, egal ob es nun double blind, triple blind oder nur blind ist, nämlich dass durch Anonymisierung immer neue Machtasymmetrien geschaffen werden. Das ist, glaube ich, wesentlich. Die Vorstellung einer dezentralen Organisation beruht ja eigentlich darauf, dass die Sache die Qualität entscheiden soll und nicht die Macht von Personen. Gleichzeitig haben wir aber hinter der Anonymisierung eine sehr negative Anthropologie von Forschenden, die unterstellt, dass es, wenn man mit seinem Namen hin steht, viel weniger möglich ist unbesehen von der Person einen wissenschaftlichen Diskurs über heikle Dinge zu führen, nämlich ob etwas publiziert wird oder nicht. Das heißt man unterstellt, dass Begutachtete, wenn sie den Namen der Gutachtenden wissen, Rache üben würden, das Urteil nicht akzeptieren können usw. – dass es ihnen also am wissenschaftlichen Ethos fundamental fehlt, um sich einem solchen Prozess zu stellen. Und das ist meines Erachtens in allen Verblindungsformen von Peer Review ein fundamentales Problem,

dass man sagt, man wolle Bias vermindern, verhindern usw., aber eigentlich ist es eine negative Einschätzung des wissenschaftlichen Ethos, die es in der Praxis verunmöglichen soll, dass man mit dem eigenen Namen hinsteht. Ganz viele Zeitschriftenherausgebende sagen, ich hätte keine Gutachtenden mehr, wenn die ihre Namen veröffentlichen müssten. Und das, finde ich, ist eine Kritik wert, nämlich wirklich grundsätzlich zu fragen, was Anonymisierung rechtfertigt. Denn grundsätzlich ist es so, dass die Gutachtenden in einer Machtposition sind und nicht die Begutachteten. Und warum man denen noch mehr Macht durch Anonymisierung gibt, das entzieht sich mir aus einer normativen Sicht. Ich verstehe es historisch, aber ich kritisiere es organisatorisch.

Nina Verheyen: Ich finde sehr überzeugend was gesagt worden ist und möchte noch einen Punkt ergänzen. Beim Peer Review liegt die Macht nicht nur insofern bei den Gutachtenden, als sie diejenigen sind, die ihre Bewertung abgeben, sondern es gibt immer wieder auch Befürchtungen von jungen Wissenschaftler:innen, dass möglicherweise Ideen aus Texten übernommen werden, die blind begutachtet werden. Das lässt sich zwar kaum nachweisen, aber die Sorge ist real: Wie verhindere ich, dass der ‚Großkopferte‘ eine Idee übernimmt und möglicherweise sogar denkt, er wäre da selbst draufgekommen? Tatsächlich ist es ein interessanter Aspekt von Leistungsordnungen, dass das Ausblenden Anderer oft unbewusst geschieht. Beruflich erfolgreiche Menschen – was nicht individuell zu betrachten ist, sondern es ist ein Effekt sozialer Positionierung – neigen dazu, ihre Erfolge allein

sich selbst anzurechnen. Und möglicherweise kommen erfolgreiche Wissenschaftler:innen durch die vielen Texte, die sie lesen und die eben noch nicht publiziert sind, tatsächlich auf Ideen, die sie sehr schnell in einem Antrag, in einem eigenen Text umsetzen können, der dann sehr schnell durchgeht. Wir profitieren insgesamt vom Peer Review, lernen ja auch davon. Der kollektive Denkprozess wird fortgesetzt, während aber parallel die Frage der Autor:innenschaft nochmal unklarer wird. Und wenn Personen Ideen aus Texten übernehmen, die sie begutachten, ist das für die Autor:innen gewiss problematisch.

Martin Reinhart: Wenn ich darf, würde ich mit zwei Punkten reagieren. Das eine ist diese abstrakte Darstellung, dass das Peer Review eine negative Anthropologie impliziert. Mag sein, aber ich glaube, aufgrund der aktuellen wissenschaftspolitischen Situation finde ich das gar nicht die relevante Frage. In Anbetracht all dieser Klagen über zu wenig Gutachtende und deren Überlastung, über zu viel Evaluation nicht nur im Wissenschaftssystem, sondern anderswo auch, ist doch eigentlich historisch gerade ein Moment gegeben, wo wir in der Lage wären, den Gutachtenpool zu erweitern. Sprich: Sind wir in der Lage durch wissenschaftspolitische Maßnahmen sozusagen Personen zu Gutachtenden zu machen, die das in der Vergangenheit vielleicht nicht sein konnten und dadurch, ich möchte nicht sagen robustere, aber vielleicht weiter gestreute Urteile in diesen Governanceprozess in der Wissenschaft hineinzubekommen? Und vor dem Hintergrund würde ich sagen ist so was wie Verblindung und insbesondere Verblindung der Gutachtenden

ein Instrument, was diesen Prozess vielleicht begleiten, entlasten, unterstützen kann. Das als im weitesten Sinne aktuelle wissenschafts-politische Bezugnahme dazu. Aber ich würde noch eine andere Vereinseitigung zurückweisen wollen, weil die so typisch für eine Diskussion innerhalb der Wissenschaft ist, in der wir uns gerade befinden. Wir diskutieren wieder über das Peer Review als vor allem ein wissenschaftsinternes Problem, aber dass die Geschichte des Peer Reviews ganz stark an die Verknüpfung von Wissenschaft und Politik und Wissenschaft und politischer Machtan-sprüche und Steuerungsansprüche geknüpft ist, das vergessen wir dabei gerne. Und da sind die Zeitschriften sekundär und die staatliche Forschungsförderung der entscheidende Punkt. Peer Review entstand im Kontext der nationalen Forschungsförderung, insbesondere in den USA, in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren als Folge von politischen Versuchen Einfluss zu nehmen auf das, worüber geforscht wird und gerade nicht in den Naturwissenschaften, sondern in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Auf der Basis einer puritanischen Sexualmoral haben konservative Politiker die staatliche Förderung von Forschung zum menschlichen Sexual-verhalten skandalisiert, um daraus politisches Kapital zu schlagen. Und die Einführung des Peer Reviews in der Forschungsförderung ist eine, man könnte sagen, Schutzmaßnahme. Es ist ein Versuch eine gewisse Form von Autonomie und Legitimität der Entscheidungsstrukturen gegenüber der Politik innerhalb der Wissenschaft zu sichern. Und wenn man dann aus der Wissenschaft heraus in gewisser Weise beklagt, dass der Gutachtendenpool zu wenig divers ist oder Entscheidungen zu

einseitig sind oder zu viel gestreamlined wird oder was auch immer – das kann alles richtig sein und das will ich alles gar nicht in Abrede stellen –, muss man das im Kontext eines Versuchs der politischen Erhaltung von Autonomie für wissenschaftliche Entscheidungen durch Wissenschaftler:innen sehen, die eine Form der Selbststeuerung im besten Fall und im Idealfall sogar einer quasi demokratischen Steuerung innerhalb der Wissenschaft gerecht werden. Und dass das eine Abwägung ist, die zu leisten ist und dass das auf beiden Seiten mit Unzufriedenheit einhergehen muss, scheint mir aufgrund der Zielkonflikte ganz klar. Aber ich will nur nochmal darauf hinweisen, dass wir als Forschende, als Wissenschaftler:innen das immer unter der Prämisse diskutieren, als ginge es nur um die epistemische und soziale Struktur innerhalb der Wissenschaft. Aber es geht eben auch um ein Verhältnis von Wissenschaft zu anderen Dingen. Und das ist politisch sehr relevant in der Art und Weise, wie wir über diese Prozesse sprechen sollten.

Caspar Hirschi: Also was die die Anfänge von Peer Review in der staatlichen Forschungsförderung kurz nach dem Zweiten Weltkrieg angeht, bin ich mit Ihnen völlig einig. Und es migriert dann in andere Bereiche hinein, Sie haben es schon genannt: Berufungsverfahren und Zeitschriften. Allerdings glaube ich auch, wenn wir jetzt Peer Review in Zeitschriften anschauen, dann müssen wir die gleiche Erweiterung vornehmen, wie Sie es für die Politik getan haben. Und das ist die Rolle der Zeitschriftenkonzerne, die hier eine große Funktion erfüllen. Wo ich nicht mit Ihnen einig wäre ist, dass es im Sinne der Egalität

eine einfache Sache wäre, wenn man den Pool an Gutachtenden erweitert und beispielsweise auch junge Forschende mit einbezieht. Denn ich glaube ein qualifiziertes Gutachten ist extrem voraussetzungsreich und Peer Review beruht auf einer gewissen Illusion, dass die Kompetenzen, die erforderlich sind, um wissenschaftliche Texte auf ihre Qualität zu prüfen, die gleichen Kompetenzen sind, die erforderlich sind, um gute Forschung zu machen. Das ist eine weitere Illusion, die im Peer Review drin ist und die, wenn wir wissenschaftliches Publizieren in einer längeren Geschichte in Bezug auf Zeitschriften oder auch Verlage betrachten, so nicht bestätigt werden kann. Ich gebe Ihnen eine Anekdote: Für mich persönlich kam das qualitativ beste Feedback schriftlicher Art nicht von einem Peer Review, sondern von einer Verlegerin eines Publikumsverlages, die mein Manuskript abgelehnt hat – und zwar mit Namen. Das war eine Lektorin, deren Kompetenz genau darin bestand, Manuskripte eingehend zu lesen, zu prüfen und zu schauen, ob das reinpasst oder nicht. Und das ist eine ganz andere Kompetenz, die sich auch in der Qualität niedergeschlagen hat, als eben selber originäre Forschung zu betreiben und Texte zu schreiben. Und auch die Rolle von Herausgebern von Zeitschriften war früher ganz klar getrennt. Das waren in den meisten Fällen keine wissenschaftlichen Autor:innen, sondern sie haben sich auf die Rolle als Herausgebende beschränkt. Ich glaube das ist ganz wesentlich, wenn wir uns jetzt überlegen, dass man das Problem der kompletten Überlastung und der Verantwortungsteilung in Peer Review-Verfahren irgendwie entspannen könnte, wenn wir es auf mehrere Köpfe verteilen. Ich

glaube das verschärft das Problem noch, dass die Qualität eben nicht stimmt, weil letztlich gar niemand mehr verantwortlich ist, weder die Herausgebenden noch die Gutachtenden, noch die Autor:innen selbst. Und ich glaube, dass man nicht davon ausgehen kann, dass alle Leute, die selber forschend tätig sind, auch gute Peer Reviewer:innen sein können. Ich glaube, das ist in den wenigsten Fällen der Fall. Gute Forschung produzieren ist nicht dasselbe wie gute Forschung identifizieren. Darum sehe ich hier eine gewisse Problematik in der Anlage dieses Konzepts

Elisabeth Schäfer: Ich würde gerne die Problematisierung des Gedankens der Anonymisierung, die Caspar Hirschi uns vorhin dargelegt hat, kurz aufgreifen. Ich bin sehr froh um die Beiträge, die unterstrichen haben, aus welcher Tradition das Peer Review entstanden ist und auch welche Demokratisierungsprozesse damit einhergehen. Und ich glaube es ist sehr wichtig daran zu erinnern und ich möchte auch gerne von Ihnen daran erinnert werden. Ein bisschen aus meiner Perspektive möchte ich allerdings die Frage stellen: Um welche Formen von Anonymisierung geht es denn hier? Denn mit einem Forschungsproposal oder mit einem Artikel, den ich einreiche, muss ich oder darf ich mich ja hoffentlich auch in einem Diskurs und mit einem Diskurs und mit meinen Referenzen positionieren. Und das ist dann nicht mehr ganz so anonym. Und die Entscheidungen werden auch über ein Publiziert-Werden dieses Textes oder ein Unterstreichen oder auch ein In-die-Öffentlichkeit-Bringen dieses Diskurses oder dieser Referenzen getroffen und damit ja auch darüber, welchen Diskurs ich

aufnahme, für welchen Diskurs ich einen Raum sehe: Welchen Diskurs und welche Referenzen sehe ich als wertvoll an in einem wissenschaftlichen Feld und welche/n nicht? Also die Frage der Anonymisierung betrifft ja nicht allein die Position der Autor:in, ihre:seine akademische Karriere, wo sie:er verortet ist etc. oder die Position der Gutachtenden, sondern die Anonymisierung verfehlt ab einem gewissen Punkt natürlich ein Sichtbar-Machen oder eben Nicht-Sichtbar-Machen von spezifischen Diskurspositionen. Und da sehe ich auch Schwierigkeiten im oder auch eine gewisse Endlichkeit dieses Anonymisierungsprozesses als ein produktives oder demokratisierendes Tool.

Stefan Rundel: Ich würde gerne noch mal an Sie weitergeben, Caspar Hirschi, und zwar mit Blick auf Verlage und deren Funktion bei der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion. Sie verweisen in Ihrem Aufsatz zusammen mit Carlos Spoerhase (Spoerhase & Hirschi 2015) auf das Beispiel von Luc Boltanski und Laurent Thévenot, wie sich das Buch durch die Veröffentlichung bei einem Verlag sowohl inhaltlich auch als formal verändert hat. Dazu die Frage zum dritten Aspekt, der *Veröffentlichung*, unseres Symposiums: zur Bedeutung von Verlagen und sonstigen Publikationsorten.

Caspar Hirschi: Auch hier müssen wir erstmal zwischen den verschiedenen Wissenskulturen unterscheiden. Ich glaube es gibt eine Uniformisierungstendenz in jenen Bereichen, die von den großen Zeitschriftenkonzernen geprägt sind, wie *Elsevier*, *Springer*, *Wiley* usw., weil dort das Peer Review, so

wie es bei der Forschungsförderung von politischen Gesichtspunkten geprägt war, von kommerziellen Gesichtspunkten geprägt ist. Aus Sicht der Zeitschriftenkonzerne ist Peer Review eine unglaublich billige Auslagerung von Arbeit und Verantwortung. Das heißt, wenn irgendetwas mal schief läuft, wenn ein Artikel gedruckt wird, wo die Daten nicht stimmen, wo plagiiert, gefälscht wird, dann stehen die Konzerne oder die Herausgebenden ein bisschen besser da, wenn sie auf Peer Review verweisen können. Und vor allem ist es eigentlich eine Nutzung von Gratisarbeit, die in den meisten Fällen von staatlich bezahlten Forschenden für die Konzerne geleistet wird. Wir hatten die Illusion, dass man mit Open Access diese Macht von Zeitschriftenkonzernen etwas brechen könnte. Das heißt, dass sie nicht mehr so viel Geld verlangen können für ihre Bundels, Zeitschriften, Abonnements im Multipack. Das war aber eine Illusion. Jetzt werden einfach für Open Access Gebühren erhoben und es hat sich noch viel stärker eine Logik ins Publikationswesen eingefressen, dass nämlich möglichst viel Publizieren auch möglichst hohe Margen verspricht, weil digitales Publizieren wenig kostet. Und das berichten Kolleg:innen, Herausgebende in der Germanistik und in anderen Bereichen, dass der Druck von den Konzernen sehr stark ist, möglichst viele Aufsätze usw. rauszuhauen, weil einfach quasi die Margen pro Aufsatz sehr hoch sind und man durch Quantität hohe Gewinne macht. Und das stellt eigentlich die Funktion des Peer Review als Qualitätskontrolle, als ein Puffer, der schlechte Publikationen verhindern sollte, ebenfalls in Frage. Letzter Punkt noch zum geisteswissenschaftlichen Publizieren.

Als die großen Forschungsförderorganisationen DFG, SNF usw. zu ihren Open Access-Strategien übergegangen sind, da waren die geisteswissenschaftlichen Publikumsverlage eigentlich diejenigen, die wirklich bedroht waren, weil die darauf bestanden haben, dass ihre Bücher weiterhin etwas kosten sollten. Die können nicht als PDF erscheinen, wenn die Verlage investieren und keine Druckkostenzuschüsse erhalten. Und da trafen zwei konträre Vorstellungen des freien Zugangs aufeinander: Die eine Vorstellung mit Open Access war, dass wenn etwas frei zugänglich im Netz ist, dass es dann auch breit genutzt werden kann, egal wie das aufbereitet ist. Ein hochspezialisierter Fachaufsatz in der Physik erscheint im Open Access, damit Fachstudierende der Physik das lesen können. Bei Publikumsverlagen ist aber ein anderes Zugangsprinzip viel entscheidender, nämlich, dass diese Publikationen ein relativ breites überdisziplinäres Publikum erreichen, ein heterogenes Publikum, und eben dann so abgefasst, lektoriert und zubereitet werden müssen, dass sie nicht das kleine Nischenpublikum erreichen. Also die kosten etwas und es wird investiert in die Zugänglichkeit des Produkts, wenn man so will. Und ich glaube, zum Glück hat man gesehen, dass durch die Open Access-Strategien die Publikumsverlage nicht so stark betroffen wurden, wie man das zu Beginn befürchtet hat.

Stefan Rundel: Ich möchte den Abschluss nutzen und würde Sie um ein kurzes Statement bitten. Wie kann es jetzt aussehen in der Zukunft? Also wie funktioniert *Textproduktion*, *Begutachtung*, *Veröffentlichung* in einem normativ guten Sinne aus Ihrer Sicht

für die Zukunft? Vielleicht bewusst normativ formuliert als Ausblick.

Martin Reinhart: Ich glaube zwei Punkte sind mir wichtig. Der eine ist, dass an der Ausweitung des Gutachtendenpools kein Weg vorbeiführt. Wir können empirisch zeigen, dass diejenigen, die jetzt begutachten, nicht besser begutachten als diejenigen, die begutachten könnten. Alle Experimente mit unerfahrenen Gutachtenden, was immer man für fachliche Kriterien anlegen will, führen zu ähnlich qualitativ hochwertigen Gutachten. Oder man könnte auch sagen qualitativ minderwertigen Gutachten, wenn man die jetzige Situation schlecht einschätzt. Was ich aber finde, was nicht diskutiert wurde und was als zweiter Punkt meines Erachtens ganz wichtig ist, dass das Publikationswesen und die ökonomischen Strukturen rund um die Großverlage aus Sicht jeder Art von wissenschaftlichem Selbstverständnis durchwegs negativ zu bewerten und irgendwie zu bekämpfen sind. In Zeitschriften werden Verfahren, Maßnahmen, Strukturen, Verblindungsformen etc. eingeführt, die dann schnell über alle Disziplinen gestülpt werden. Das hat zu einer starken Überschneidung von Fachkulturen geführt und das ist erst einmal zu problematisieren. Gleichzeitig sehe ich darin auch ein gewisses Potenzial nämlich, dass unterschiedliche Fächer und Fachkulturen stärker miteinander in Austausch darüber kommen, wie sie sich selbst regieren wollen. Und da sehe ich Potenzial, dass Fächer voneinander einiges lernen können. Also, dass beispielsweise verschiedene geistes- und sozialwissenschaftliche Fächer viel von einer Preprint-Kultur

in der Physik lernen können. Das scheint mir ganz offensichtlich und hat in der Vergangenheit nicht unbedingt stattgefunden, weil es zwischen den Fachkulturen wenig Bezugnahmen gab. Und daran ändert sich in der Gegenwart gerade etwas. Und da bin ich eigentlich sehr positiv gestimmt, dass da vieles passieren kann, was zu neuen Experimenten in der Art und Weise führt, wie Texte produziert, begutachtet und veröffentlicht werden.

Caspar Hirschi: Ich formuliere eine kleine Utopie, wohl im Bewusstsein, dass das nicht zustande kommen würde: Ein wissenschaftliches Publikationswesen, das ich als ideal erachten würde, hätte eine sehr viel stärkere Arbeitsteilung. Ich bin mit Martin Reinhart einverstanden, dass so viel wie produziert wird, so viel muss auch begutachtet werden. Aber ich würde es für viel besser halten, wenn man im Wissenschaftssystem eine zusätzliche Spezialisierung hätte. Das heißt, dass man in allen Fachdisziplinen eine Karriere als Lektor:in machen kann. Dass man dann als Lektor:in nah an der Forschung ist, aber eben die Kompetenz Texte zu bewerten, zu beurteilen als eine eigenständige Fähigkeit angesehen wird. Damit würde in einer gewissen Weise ein altes Ideal weiterleben, das es heute noch in den akademischen Publikumsverlagen gibt, dass man Leute hat, die Fachexpertise und Lektoratserfahrung zusammenbringen. Und dass man das auch in den Natur-, Technik- und Sozialwissenschaften wieder stärker machen würde. Also, dass das Lernen nicht nur von der Physik zu den Geisteswissenschaften läuft, sondern auch einmal in die umgekehrte Richtung.

Nina Verheyen: Ich möchte zum einen das Stichwort des Publikumsverlags aufgreifen und dafür plädieren, dass die Publikumsverlage als Teil des wissenschaftlichen Betriebs begriffen werden. Es sind nicht nur Orte, an denen Wissen popularisiert wird, sondern es sind manchmal auch Orte, an denen wissenschaftliches Wissen mit entsteht. Und sie sind darüber hinaus Orte, an denen auf hohem Niveau über wissenschaftliche Texte diskutiert wird. Bezüglich der angesprochenen Ausweitung der Gutachtenden sollte man zum anderen zur Kenntnis nehmen, dass es sich um Arbeit handelt, die Zeit kostet und die entsprechend belohnt werden sollte. Wenn man jüngere Wissenschaftler:innen da systematisch einbezieht, sollte man ihnen auch verlässliche Perspektiven in der Wissenschaft bieten und sich darum sorgen, dass es mehr Entfristung gibt und eine insgesamt gleichmäßigere Bezahlung.

Elisabeth Schäfer: Ich würde an der Stelle anschließen und dieses Statement unterstreichen und vielleicht nicht nur an so etwas wie einer Expertise für Gutachten erinnern oder die in irgendeiner Weise auch als wichtig unterstreichen, sondern es geht auch um einen Moment des Ethos. Menschen, die in der Wissenschaft radikal prekariisiert sind, haben nicht immer alle Ressourcen, um eine Form des Ethos für sich präsent zu halten. Ob ich anonym auf einen Text antworte oder ob ich mit meinem Namen auf einen Text antworte, ich antworte immer auf einen Text. Und dieses Antworten steckt ja zumindest im deutschen Wort in der Verantwortung mit drin. Das heißt, ich muss über Ressourcen verfügen, zu wissen, dass ich jemand anderem

antworte. Und ich muss über Ressourcen darüber verfügen, welche Positionen hole ich in die Sichtbarkeit? Sind das Positionen, die ich in meinem eigenen Diskurs für richtig und wichtig halte oder verfüge ich über die Möglichkeit zu sagen, es ist eigentlich inhaltlich vielleicht sogar etwas ganz Konträres zu dem, was ich als Wissenschaftler:in selber mache und ich finde den Text aber überzeugend und wichtig und denke, wir brauchen ihn in einem kontroversen, vielfältigen Diskurs? Und aus diesem Grund antworte ich als Gutachter:in so, dass auch diese Position da ist. Also dieses Moment einer Ethik der Alterität für Gutachter:innen, wenn Sie so wollen, dass das etwas wäre an das ich an der Stelle erinnern wollen würde. Ja, weil ich vielleicht ein bisschen die Tendenz beobachten kann, das mag aber nur aus einer individuellen Position sein, dass manchmal Gutachten geschrieben werden, als müsse man sich mit Texten oder wissenschaftlichen Positionierungen identifizieren. Und ich glaube nicht, dass man sich mit allem immer identifizieren muss, sondern dass es für die Wissenschaft auch gut ist im Sinne dieser Polyphonie, auf deren Seite ich mich nun mal heute und nicht nur heute geschlagen habe, dass wir auch in Kontroversen treten und dass wir Differenzen lernen, vielleicht auch wiederentdecken, für gemeinsame kollektive Erkenntnisprozesse.

Felicitas Heßelmann: Ich kann mich eigentlich meinen Vorredner:innen nur anschließen insbesondere in Bezug auf die Frage nach der Prekarität wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und der Frage nach Machtverteilung und Ressourcenverteilung in der Wissenschaft. In Bezug auf Begutachtungsverfahren

können wir es natürlich so sehen, dass dies Orte sind an denen Verteilungskonflikte ausgetragen werden. Und gleichzeitig sehen wir in der Wissenschaft, dass wir eine extrem ungleiche Macht- und Ressourcenverteilung haben. Das sehen wir zum Beispiel in Bezug auf den globalen Norden und den globalen Süden in der Wissenschaftsproduktion, aber wir sehen das auch in Bezug auf wissenschaftliche Karrieren, die eine Art winner takes it all-Logik haben. Es gibt eigentlich keine längerfristigen Perspektiven unterhalb der Professur und wenn man eine Professur hat, dann ist man abgesichert. Und da muss man sich fragen, wenn das die darunterliegende Macht- und Ressourcenverteilung ist zu denen diese Begutachtungsverfahren führen, können das überhaupt gute Begutachtungsverfahren sein? Beziehungsweise ist es dann nicht eigentlich egal, ob wir ein Peer Review haben oder ein Old Boys-Network oder ob wir es am Ende auswürfeln, wer diesen einen Gewinn macht, während so viele andere leer ausgehen? Ist das dann wirklich die Frage, die wir uns stellen müssen, ob das ein gutes Begutachtungsverfahren ist oder ist nicht eigentlich die Ressourcenverteilung kritikwürdig, die unterhalb dieses Begutachtungsverfahrens abläuft?

Literatur

Bröckling, Ulrich & Liebhart, Wiebke (2020). „Autor ist der Name für ein Kollektiv, das schwer zu definieren ist“. Ulrich Bröckling im Gespräch mit Wiebke Liebhart. In Soziopolis: Gesellschaft beobachten. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-81430-3> [13.04.2024].

- Heßelmann, Felicitas & Reinhart, Martin (2021). Cycles of Invisibility: The Limits of Transparency in Dealing with Scientific Misconduct. In *Social Studies of Science*, 51 (3), 414–438.
- Krüger, Anne K. & Reinhart, Martin (2016). Wert, Werte und (Be)Wertungen. Eine erste begriffs- und prozesstheoretische Sondierung der aktuellen Soziologie der Bewertung. In *Berliner Journal für Soziologie*, 26 (3), 485–500.
- Schäfer, Alfred (1997). Unterhaltung beim griechischen Symposion. Darbietungen, Spiele und Wettkämpfe von homerischer bis in spätklassischer Zeit. Mainz: von Zabern.
- Schäfer, Elisabeth (2020). Writing as Artistic Research. In R. Mateus-Berr & R. Jochum (Hrsg.). *Teaching Artistic Research. Conversations Across Cultures*. De Gruyter, 85–98.
- Schäfer, Elisabeth & Hutfless, Esther (2016). Writers are dogs. Schreiben, Denken, Tier-Werden. In *Sublin/mes. Philosophieren von unten. A queer reviewed journal*. #6, Wien, 27–33.
- Spoerhase, Carlos & Hirschi, Caspar (2015). Zwischen Bleiwüste und Bilderflut: Formen und Funktionen des geisteswissenschaftlichen Buches. In Caspar Hirschi & Carlos Spoerhase (Hrsg.). *Bleiwüste und Bilderflut. Geschichten über das geisteswissenschaftliche Buch*. Kodex: Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft (5. Jg.). Wiesbaden: Harrassowitz, 1–17.
- Verheyen, Nina (2018). *Die Erfindung der Leistung*. Berlin: Hanser.